

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

MEINRAD INGLIN

Von Emil Birrer

Vor fünf Jahren feierten die Schweizer ihre Bundesverfassung, die hundert Jahre alt geworden war und sich als Stammholz erwiesen hatte, darin der Saft noch immer nährend zu grünenden Aesten stieg. Natürlich gab es im ganzen Land zahlreiche Feiern; dort, wo sie am besten gelangen, wurden sie zu Anlässen, welche die also bewährte Vergangenheit und die Gegenwart der unter entrolltem Fahnentuch Feiernden zu Ein- und Zusammenklang brachten. Meinrad Inglin zum Ehrendoktor der ersten philosophischen Fakultät im Rahmen ihrer Verfassungsfeier zu ernennen, hatte damals die Universität Zürich den feinsinnigen Einfall. Das Diplom ist datiert vom 4. Juli 1948. An einem Julitag, 79 Jahre vorher, hatte die gleiche Hochschule Gottfried Keller die gleiche Würde verliehen. Und wenn wir am 28. Juli dieses Jahres Inglins 60. Geburtstag feierten, ist zu sagen, daß dieser Kalendertag Kellers Tauftag war. Unverhofft und spielerisch entfaltet sich ein kleines Juli-Brevier. Auf seine Widmungsseite hätte Hermann Hesse als wohlgelittener Gast einen Vers zu schreiben: «Wir Kinder im Juli geboren . . .»

Meinrad Inglin ist Schweizer, und als Schweizer ist er Schwyzer. Er wurde geboren und lebt auch heute noch in Schwyz, Hauptort eines Himmelsstrichs, der den Ehrennamen «alt gefryte Land» seit alters her trägt. Das allgemeine Bild dieser Landschaft unmittelbar am Fuße der Alpen beschrieb schon längst Albrecht von Haller für uns:

«Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.»

Unschwer wäre das topographische Gesicht dieses Gründerkantons genauer zu zeichnen, wo einst das Muster einer freien Markgenossenschaft Vorbild hat werden können für einen höchst dauerhaften, sich immerfort erweiternden Bund, der schließlich zur Besonderheit des schweizerischen Staatsgebildes sich ausgewachsen hat. Diese Landschaft besteht aus lauter Genauigkeiten, ist ein Schulreisenland darum geworden, ein Zentrum für die Fremden, die hier alljährlich zahllos vorüberkommen. War nicht auch dieses Präzise eine der Voraussetzungen für das hohe Gelingen von Schillers «Tell», der sich von einem Besuche der Gegend dispensiert sehen durfte, da es mit der Beschreibung des Freundes so gut ging. — Gotthelf in der bernischen Landschaft, Keller in seiner Heimatstadt Zürich, Ramuz im Waadtland, Chiesa im Tessin, Inglin im Kern der Innerschweiz zu beinahe bleibendem Aufenthalt angesiedelt — man muß kaum Worte verlieren über die Bedeutung solchen Entschlusses auf das Werk jedes dieser Dichter.

In Inglins erstem Roman, *Die Welt in Ingoldau*, erschienen 1922, glaubt man zuerst Auflehnung gegen seinen Lebenskreis zu spüren. Aber es ist nur die

Kritik des Liebenden, den es schmerzt, die Geliebte nicht im Lichte sämtlicher Ideale erblicken zu dürfen. Um dieses aufrichtigen Schmerzes willen riskierte er einen kleinen Skandal in seiner engern Heimat. Das Ereignis war vielleicht weniger literarisch bedeutsam als vielmehr das charaktervolle Zeichen, daß sich hier ein Zeit- und Lebensgenosse mutige Männlichkeit errungen hatte. Das war vorderhand höher zu schätzen, als einen blasen, vielen recht redenden Schöngest in seinen Grenzen zu wissen. Die Wunden, die es damals abgesetzt haben mag, verharschten schnell, denn diese «Menschenvegetation» ist nicht nachträgerisch, wenn ein Aufrechter Kritik übt. Vom gleichen liberalen Geiste getragen war das *Lob der Heimat* von 1928. Wiederum keine Festrede im herkömmlichen Sinne, wohl aber ein literarisches Höhenfeuer, das weitherum leuchtete. Inglin, der die Zukunft nicht «den rasend Tätigen», sondern «den Ausgeruhten und Gesammelten» verspricht, redet nicht mehr nur von seiner Heimat: «Staatliche Grenzen sind obere Linien der Ordnung, unter denen das tiefere Wesen der Völker unbeschränkt ineinander fließt, und was wir Heimat nannten, wandelt sich auch unter abgrenzenden Bergen und Flüssen hindurch nur so in andere Arten, wie sich die Landschaft aus Gebirgen in Ebenen wandelt. Immer bleibt die Landschaft menschlicher Wohnraum, immer die Heimat menschlicher Wurzelgrund. Ströme des Geistes aber fahren über alle Völker hin, wie frühsummerliche Samenwolken, fruchtend, wo ein Erdreich bereit ist...»

1933 erschien von Inglin ein Band, der unter dem Titel *Jugend eines Volkes* fünf Epochen aus der frühen Schweizergeschichte schilderte. In einer dieser Nachdichtungen der Wirklichkeit kommt ein Mann namens Ingo vor. Das ist ein Spaß, wie ihn Inglin sich selten gestattet, und so verschämt hat noch kein Dichter gestanden, wie sehr eingeboren er sich fühlt in seiner Welt, wo einst «Menschen von Mitternacht, Alemannen vom Stamme des edelsten Suebenvolks, der Semnonen», die ersten Wälder rodeten und seßhaft wurden für alle Zeit. Inglin gibt in diesem Buche streckenweise inhaltlich kaum mehr, als uns bereits Johannes von Müller hinterlassen hat, aber er hat den Stoff als Dichter geformt. Dabei merkt man's kaum. Er tritt vor uns wie Niklaus von der Flüe, der bekannte: «Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann.» Die besondere Gelehrsamkeit ist bei beiden ausgedrückt in Unauffälligkeit. Dieses Buch Inglin's ist eine Art «Rede an die Nation», nicht im Sinne einer Verherrlichung dieser Nation, sondern eher eines Mahnmals: daß nicht sowohl die erstmalige Erringung der Freiheit zu rühmen sei, als ebensosehr die nie ein Ende nehmende Aufwendung, sie zu bewahren. Inglin ist von dieser Erkenntnis zutiefst durchglüht, die Freiheit ihm oberstes Gut. Er hat erkannt, was drüben im Urnerland der denkerische Arzt Eduard Renner, sein Zeitgenosse, erkannte: «So hören wir schon aus der Vorgeschichte unseres Vaterlandes jenen Zweiklang von Blut und Gold, der sich dem Namen der Schweizer verhaftet. Gold war damals rarer als Blut, am rarsten war die Freiheit.»

Angesichts der in der Schlacht von Morgarten erschlagenen Blüte österreichischen Rittertums läßt Inglin einen Innerschweizer Bauernkrieger die Mahnung aussprechen: «Werdet nicht übermütig! ... Es waren erlesene, tapfere Menschen, dawider hilft kein Haß. Da liegen sie hingeschlachtet! Sie haben verloren. Sie besaßen alles, Adel, Reichtum, Kriegserfahrung und mächtigen Anhang, sie waren die Herren der Zeit. Da hat sie Gott verlassen ... der Sieg ist uns zugefallen ... nur die Einfalt wird darin nichts weiteres sehen.» Sofort stellt sich da ein anderes Zitat ein, der unsterbliche Geist von Dufours-Armeebefehl vom 22. November 1847 klingt auf, worin die eidgenössische Armee

ebenfalls eine Warnung wider den Uebermut erhalten hat: «... laßt euren Groll zurück und denkt nur an die Erfüllung der Pflichten, welche das Vaterland euch auferlegt. — Sobald der Sieg entschieden ist, so vergeßt jedes Rachegefühl, betragt euch wie großmütige Krieger, denn dadurch beweist ihr euren wahren Mut.» So sehen wir bei Inglin das Abgelebte stets erneuert, der Wachsame verläßt sich nicht auf andere, der heute Lebende spricht zu heute Lebenden, der Aufmerksame zu Vergeßlichen, «denn so wenig dem wahren Eingeborenen sein Land ein internationales Kurparadies ist, so wenig ist es ihm ein historischer Nationalpark, sondern durch alle Jahreszeiten hindurch eine tägliche Gegenwart».

Johann Georg Zimmermann schrieb 1777 die enzyklopädische Weisheit: «Plus le village est solitaire, plus un Suisse est accoutumé de vivre avec les mêmes personnes et plus il est sujet à la nostalgie.» Wie es um das «mal du pays» Meinrad Inglin bestellt ist, wissen wir nicht, seine Gestalten wenigstens sind frei von dieser Krankheit; wohl aber trifft zu, daß der Dichter kaum einmal seine Welt, in die hinein er geboren worden ist, verläßt. Der Roman *Grand Hotel Excelsior* spielt nicht nur zeitlich nahe, sondern auch geographisch in Sichtweite von «Ingoldau». Und der letzte große Roman aus seiner Feder, *Werner Amberg*, aus dem Jahr 1949, versetzt uns wiederum in das landschaftliche Amphitheater, dessen hochgelegene Logenplätze die Mythenberge sind, dessen Spielplatz der Flecken Schwyz ist mit der Aussicht auf die Höhen über den Axenfelsen, wo das Hotel steht, das so sehr zu Inglin's Welt gehört wie dieses «Berg- und Talvolk» (es «kann ausgelassen lustig sein, aber es scheut sich bis zur unüberwindlichen Scham, Gefühle zu verraten, die das gewohnte karge Maß übersteigen»). In der Jugendgeschichte *Werner Amberg's* erneuert Inglin sowohl «Die Welt in Ingoldau» als auch den Hotelroman, das wesentliche Inventar seiner Erlebniswelt wird noch einmal sorgfältig durchgegangen und erfährt die endgültige Darstellung. Dabei bemerkt man mit einer Art Rührung, wie sie jeden überkommen mag, der einen andern dabei überrascht, wie er sein Jugendland bis ins hohe Alter als Garten der Unverlierbarkeit pflegt, wie Inglin gewisse Ereignisse immer wieder aufs neue zu schildern nicht müde wird. Da ist der Hotelbrand über Morschach, ein Naturereignis beinahe und in seiner Bedeutsamkeit nur jenem verständlich, der in diesem Föhnland sich schon einmal die brennende Zigarette von einem aufmerksamen Feuerwächter aus der Hand hat müssen nehmen lassen. Eine Zürcher Tageszeitung schrieb übrigens seinerzeit über diese Feuersbrunst in der Silvesternacht von 1900 auf 1901, daß man bei ihrem Schein in Schwyz drüben habe Gedrucktes lesen können. Nun, das mochte schon ein Erlebnis sein, das unverlöschbar ins Gedächtnis eines siebenjährigen, zukünftigen Dichters sich einschrieb. Ein weiteres Grunderlebnis mag die Musik gewesen sein, die Inglin, Heimatgenosse zu Othmar Schoeck, früh zu pflegen begann und bis heute nicht gelassen hat. Im 1925 veröffentlichten *Wendel von Euw* lesen wir bereits (neben der schönen Schilderung einer Aufführung von Beethovens Neunter) den tiefen Eindruck, den das Hören einer Sonate ihm macht: «Ich fühlte mich hin- und hergeworfen zwischen Tag- und Nacht, einem göttlich hellen Tag und einer berausenden Nacht, und ich traute mir nicht, bis ein unerwarteter Einfall in mir siegte. Allen Menschen, dachte ich, ist die gleiche strahlende Wesenheit eigen, nur in unendlich verschiedenen Graden. Dieses Strahlende allein erhöht die Geschöpfe zu Menschen. Die Strahlen gehen von einer brennenden Mitte aus. Selig, wer in ihrer Nähe wandelt, unselig, wer sich in der Dämmerung verliert.» Ein anderes Erlebnis ist die vom Vater übernommene Jagd, die er bis heute gerne ausübt. Da mag vielleicht der eine oder

andere Naturfreund Zweifel bekommen an der Aufrichtigkeit von Inglin's Naturliebe. In der Erzählung *Der Herr von Birkenau* (erschieden im Jahrgang 1951/52 der «Neuen Schweizer Rundschau») lesen wir aber die plausible Begründung: «Auf der Jagd gibt es, wenn man die Passion dafür hat, gewisse Augenblicke, die einen völlig zusammenschweißen und mit einem ungebrochenen, starken Gefühl erfüllen.»

Und wiederum ein Grunderlebnis ist das Fronleichnamfest, «unseres Herrgotts Tag», manches Mal geschildert und uns in Erinnerung rufend, daß Schwyz im Herzen eines katholischen Kantons liegt und Inglin ja eben hier zu Hause ist, wo unfern das barocke Wunder von Einsiedeln Ziel vieler Pilger ist. Allerdings ist Inglin darum kein ausgesprochen katholischer Autor geworden. Seit seinem ersten Roman erscheinen die Kirche und ihre Macht nur mehr als nicht länger diskutierte Gegebenheiten seiner Welt, und wir müssen schon die Bücher des protestantischen Albin Zollinger in die Hand nehmen, um Inglin's Liberalität auch auf diesem Gebiet zu ermessen. Zollinger, der Zürcher Oberländer, war zeitlebens fasziniert von jener Konfessionsgrenze zwischen Zürichbiet und dem Kanton Schwyz. Sehnsüchtig schaute seine Jünglingsseele mit dem Heimwegemüt über den obern Zürichsee mit seinen Inseln hinweg ins katholische Schwyzerland, die March, «wo es Bildstöcke und kleine Kapellen» gibt, und in seinem «Bohnenblust»-Roman lesen wir die Schilderung, wie ein kleines Schwyzer Mädchen auf seiner Fahrt ins Protestantische hinüber entdecken muß, daß sich nicht nur das protestantische und katholische Zürichseewasser in nichts unterscheiden, sondern auch die Menschen hüben und drüben gleich gütiger Art sind. Das Kind hatte vorher von der Anekdote gelebt: «Einer von drüben hatte sich mit dem Fahrrad den Kopf ingerannt. „Si farrid aber au, dene Brodeschtante!“ sagte ein altes Weiblein mit einer Art Grausen, welche die ganze Schuldhaftigkeit des Kadavers erahnen ließ.»

Albin Zollinger in diesem Zusammenhang anzuführen heißt, sich darauf besinnen, daß Meinrad Inglin in seiner Stellung innerhalb der Schweizer Gegenwartsliteratur ein fast einsam Ueberlebender geworden ist: Bald nach dem Ersten Weltkrieg ist Karl Stamm gestorben, seit fast drei Jahrzehnten schweigt Robert Walser, und 1941 ist auch Zollinger, der zu Inglin nahezu Gleichgeborene, dahingegangen. Solche Einsamkeit schafft Verantwortung. Sie ist bei Inglin in jeder Veröffentlichung spürbar. Sein *Schweizerspiegel* erschien 1939 gerade zur rechten Zeit, um, als Epos schweizerischen Durchschnitts, auf die Bewährungszeit während des Zweiten Weltkriegs hin manchem einzelnen und dem Land den Rücken zu stärken. Wer die neueste Novelle vom *Ehrenhaften Untergang* liest, wird ebenfalls nicht übersehen können, daß da über alles Literarische hinaus höhere Sinnigkeit erfaßt sein will.

Das «Literarische» . . . Bei Meinrad Inglin läßt es sich kaum auffinden, vielmehr: es ist überwunden. Wo der Literat sich in den Vordergrund bewegt, in den Novellen etwa, die im *Güldramont*-Buch stehen, tritt er bald wieder zurück, gleichsam hinter den Vorhang einer höchst unauffälligen Sprache, hinter das unhochmütige Ebenmaß seiner Sätze, die fern aller Mode unangreifbar sind — aber darum auch kaum greifbar. Und hier wäre nun nochmals der Herkunftsvermerk anzubringen, hinzuweisen auf jene «unüberwindliche Scham, Gefühle zu verraten». Da wir aber in einer Zeit leben, die Moden verbraucht, wie die Motoren dieser Zeit ihren Brennstoff verbrauchen, gelingt es nicht ohne großen Zeitaufwand, daß ein so unauffällig sich gebärdendes Werk, wie es jenes Inglin's ist, sich durchsetzt. «Daß eine Kraft sich nicht in großen Wirkungen eben offenbart, sagt nichts gegen sie aus», schreibt

er aber selbst, «Kräfte können wachen, schlafen und neu erwachen, wie die Saftströme des Waldes, die nach der winterlichen Ruhe wieder alle Knospen sprengen. Ihre Auferstehung läßt sich nicht erzwingen, wie notwendig sie uns auch erschiene und wie dringend wir sie rufen würden, sie gehorcht anderen Gesetzen als den uns bekannten.» Die Kraft von Inglin's Sprache, heute wirksam mit all ihrer ursprünglichen Einfachheit, mag einmal wieder einschlafen. Das braucht uns keine Sorge zu machen, sie wird wiederum ihre Zeit haben, da sie erwacht. Und diese Zeit wird immer dann sein, wenn eine Epoche ihrer Extravaganzen müde wird und Zuflucht sucht bei Zucht und Maß. Bei einem Sprachmeister wie Inglin darf sie sich getrost erholen, denn bei seiner Einfachheit ist er nicht etwa zugleich ein Bilderstürmer: die zarteste Seite, die je ein Schweizer Dichter Rilke gewidmet hat, steht in einem seiner Bücher.

Meinrad Inglin ist im Jahre 1948 mit dem Großen Preis der Schweizerischen Schillerstiftung ausgezeichnet worden, hatte ein Jahr vorher den Literaturpreis der Stadt Zürich erhalten und empfing zum diesjährigen Geburtstag im Schwyzer Rathaussaal den Großen Literaturpreis der Innerschweizerischen Kulturstiftung. Es hat ihm an Ehren nicht gefehlt; die sinnvollste Ehrung aber bleibt die Nennung seines Namens durch die Zürcher Universitätsbehörden im engsten Zusammenhange mit jenem eidgenössisch bedeutsamen Merktag, den wir eingangs erwähnten. Sie galt einem Dichter und einem Schweizer zugleich; der Staat darf stolz sein, daß dieser seiner Angehörigen einmal aussprach, was auch dieses Staates tiefstes Anliegen sein sollte: «Verständnis und Schonung sind wir Menschen einander in jedem Fall schuldig. Wo sie fehlen, ist kein humanes Zusammenleben möglich.»

ZWEI BEDEUTENDE ROMANE

Georg Munk: «Am lebendigen Wasser»

Wer auch nur einen kleinen Teil der modernen Romanproduktion zu Gesicht bekommt, der wird immer wieder mit dem Gefühl leisen Erschreckens feststellen, wie das Element des Dichterischen immer seltener und immer dünner wird, wie die aus schöpferischer Notwendigkeit und eigen-persönlicher Sprachkraft entspringenden Dichtungen verdrängt werden durch die zweckgebundenen Werke. Selbst die Romane berühmter und gefeierter Autoren lassen nicht selten dieses dichterische Element vermissen. Gewiß, was die besten von ihnen darbieten, sind gute handwerkliche, für Beherrschung der Technik sprechende Leistungen. Das Dichterische aber ist von anderer Art, es wurzelt in tiefen menschlichen Gründen, empfängt seine höchste Weihe aus einer Sphäre jenseits der Welt sprachlicher Technik und handwerklicher Fertigkeit, aus Bereichen des Metaphysischen. Das Publikum aber nimmt diese Romane entgegen, liest sie, legt sie wieder fort, um alsbald zu den nächsten zu greifen, die sich in jedem Herbst auf den Tischen der Buchhändler häufen. Dabei hat unser Roman eine große Tradition, an die man sich erinnern sollte, um das Maß für das Dichterische nicht zu verlieren. Leicht ist man so geneigt, von «Glanz und Elend des Romans» zu sprechen, wenn man die unzähligen literarischen Erzeugnisse, die den Namen «Roman» tragen, neben die großen Werke stellt, die ihre Existenz keiner anderen Kraft verdanken als eben der dichterischen. Und doch wollen wir nicht müde werden, immer wieder in der Romanfülle nach dieser dichterischen Kraft zu suchen, und wo wir sie finden,

mit jener Freude und Dankbarkeit zu begrüßen, die wir dem Dichterischen schulden.

Für uns bedeutet es darum immer wieder einen großen Trost, solchen dichterischen Romanen zu begegnen. In dem soeben erschienenen Werk *«Am lebendigen Wasser»* von *Georg Munk* (im Insel-Verlag) ist uns ein Roman geschenkt worden, der die hohe Ueberlieferung des deutschen Romans aus eigener sprachschöpferischer und menschengestaltender Kraft fortsetzt.

Wir wissen nicht, ob die jüngere und mittlere Generation der jetzt Lebenden sich des Namens Georg Munk noch erinnert. Hinter ihm verbirgt sich eine Frau: *Paula Buber*, die Gattin des Religionsphilosophen und Ethikers *Martin Buber*. Schon vor vierzig Jahren waren die ersten Erzählungen: *«Die unechten Kinder Adams»*, etwas später der Roman *«Irregang»*, 1921 die Legende *«Sankt Gertraudens Minne»* und 1927 die Erzählungen *«Die Gäste»* erschienen. Seit dieser Zeit hat uns kein Werk der Dichterin mehr erreicht, denn als solche hat sich Georg Munk schon in diesen frühen Werken bewährt. Weite und reiche Menschlichkeit, Wissen um das Geheimnis und das Maß des Lebens verband sich in diesen Werken mit der Kraft sprachlicher Zucht und Gestaltung: Für den, der diese Bücher schrieb, war Schreiben nicht Technik, sondern schöpferische Gestaltung, Sprache war Ausdruck eines großen und weiten Herzens.

Allen diesen Elementen begegnen wir in dem neuen Roman wieder. Es handelt sich um ein figurenreiches Werk, in dessen Mitte Frau Anna Gysbrecht steht, deren Schicksal wir von der frühen Kindheit bis zu jenem Augenblick begleiten, da nach dem Ende des Ersten Weltkrieges für uns alle, aber vor allem für die Menschen dieses Romans eine ganz neue Zeit begann. Aus einem großbürgerlichen Hause Süddeutschlands stammend, erlebt Anna den frühen und geheimnisumwitterten Tod ihres Vaters, mit dem ein Thema des Romans angeschlagen ist, das sich in mancherlei Variationen wiederholen wird. Abenteuer und Schicksal, großbürgerliche Ordnung und der Aufbruch und Einbruch dämonischer Kräfte begegnen sich in der reichen Handlung immer wieder. So in der Familie des Vaters, so in dem aus dem Stromhaus stammenden Geschlechte der Mutter, von dem eine Familiensage berichtet, daß jeweils ein Kind jeder Generation dem Strom verfällt, an dessen Ufer das Besitztum liegt. Wir erleben Annas Werden und Reifen, ihren Eintritt in die Klosterschule und schließlich in die Welt der großbürgerlichen Gesellschaft. Das München der Jahrhundertwende und die groß geschaute Welt der bayrischen Berge bilden den Hintergrund dieses Werdens. Um Anna aber sind geschart die zahlreichen Verwandten und Freunde der beiden elterlichen Familien: Menschen sehr eigenen, oft absonderlichen Gepräges, Bürger und Künstler, Wissenschaftler und Beamte, Besitzende alle; sie alle lebend in einer scheinbar unbedrohten Welt. Die einen ganz zu Hause in dieser Welt, andere aber unwittert und umschattet vom Schicksal, auf magische Weise in Verbindung stehend mit den dämonischen Mächten, von ihnen getrieben, um zu Großem zu gelangen oder aber in den Untergang gerissen zu werden. Von diesen magischen Mächten angezogen, geht Anselm Gysbrecht, Annas Gatte, nach kurzer glücklicher Ehe zugrunde. Leidenschaftlich der Archäologie verschrieben, forscht er in Kreta nach dem Geheimnis der Muttergottheit. *«Versunkene Mächte sprengten ihre Gräfte und westen mit ihm, bis ihn die Sucht befahl, in den Schoß der mächtigen Muttergottheit einzugehen»*, heißt es in einem Briefe, den nach vielen Jahren ein Zeuge von Anselms letzten Jahrzehnten übersendet. Anna trägt ihr Los durch Jahre und Jahrzehnte tapfer, sie meistert ihr Leben, kann indessen nicht verhindern, daß in ihrem Sohne Georg gleich-

falls dämonische, abgründige Züge erwachen, daß er ihren Händen, ihrer Sorge und vor allem ihrer Liebe entwächst, so daß er, vom Kriege heimkehrend, mit einer Schar junger Menschen im verlassenen Stromhaus auftauchend, Unheil und Unordnung anrichtet. Mit ihm steht dann auch eine neue Generation auf, die das große traditionsgebundene Leben, das die Menschen trotz aller Bedrohungen zu führen suchen, zerbrechen wird.

Die Menschen des Romans aber sind unvergeßlich. «Absonderliche Leute sind die Insassen unseres Hauses wohl meist gewesen, und seine absonderliche Geschichte hat darum auch jeder gehabt», sagt einmal die Frau des Verwalters im Stromhaus. Setzt man statt des Wortes «absonderlich» das andere ihm verwandte «besondere», so ist umschrieben, was diese Menschen alle auszeichnet; sie haben ihr besonderes Schicksal bis herab zu den Dienern und Helfern. Die Menschen und die Welt, in der sie leben, Häuslichkeit und Landschaft, hat Georg Munk mit solcher Eindringlichkeit gestaltet, daß ein echtes Kunstwerk entstanden ist. Fragen wir nach dem Geheimnis dieser Kunst, so möchten wir glauben, es liege vor allem darin, daß hier, was heute selten genug ist, eine Dichterin erzählen kann, und zwar im reinsten Sinne des Wortes. Auf 600 Seiten hin ist diese Prosa von *einem* Sprachrhythmus getragen, von *einem* großen Atem durchpulst, der wiederum dem Atem des Dargestellten ganz entspricht. Mitunter fühlt man sich beim Lesen dieser Sätze an die beste Prosa Goethes oder Hofmannsthals erinnert. Hier wird nicht philosophiert, nicht meditiert, es gibt kaum Dialoge in dem Werk, und doch ist es ganz erfüllt von geistigen und religiösen Spannungen. Den dämonisch-magischen Mächten steht die christliche Frömmigkeit gegenüber, aber dies alles gestaltet in Menschen und Mächten. Und noch eines: Obgleich sich die Dichterin in keinem Augenblick in den Ablauf der Erzählung einmischt, ist sie doch durch das ganze Werk hindurch mit der Kraft ihres großen Herzens gegenwärtig.

Daß ein solches Buch heute noch entstehen konnte, bedeutet für uns einen großen Trost; denn es zeigt, daß die schöpferische Kraft der Sprache sich in einem dichterischen Menschen verkörpert hat und daß es diesem gelang, die ewigen Rätsel des Lebens, Liebe und Tod, Verzicht und Entsagung ebenso sichtbar zu machen wie jene dunklen Schicksalsmächte, die immer wieder jede errungene Form zu durchbrechen drohen.

Otto Heuschele

Wilhelm Lehmann: «Ruhm des Daseins»

Der Roman «Ruhm des Daseins» von Wilhelm Lehmann (Manesse Verlag 1953) hat jene eigentümliche Tiefe, welche heute die Dichtung von der riesigen Bücherkonfektion unterscheidet. Er stellt damit den Leser vor Ansprüche, die ihm selten noch zugemutet werden: nämlich die eigentliche Essenz des Buches jenseits des Stoffes in seiner geprägten Form zu suchen, in der Art, wie hier gesehen, gesprochen, verdichtet, schattiert wird. Der Sinn für die Abgründigkeit des Wortes selbst ist gefordert.

Der Roman zeigt das Leben einer Schule, ihrer schwankenden Gestalten und Gewalten in einer kleinen deutschen Ostseestadt nach dem Ersten Weltkrieg. Als Dichtung gehört es zu seinem Charakter, daß das Tauziehen hinter den Kulissen des Lehrerkollegiums nicht nur in bestimmten Bedingungen des Ortes und der Zeit gründet, nicht nur lokales Interesse hat, sondern daß da im Brennpunkt eines unscheinbaren Schauplatzes Kräfte zusammentreffen, sich abstoßen, sich anziehen, miteinander ringen, die im menschlichen Gemeinwesen immer wieder aneinandergeraten. Ein solches Schauspiel ist muster-

haft, Es gewährt ebenso Einblick in geistige wie in elementarische und dynamische Prozesse. In der Beobachtung von Menschen als den Kräften und Elementen sich bildender «Sozietäten» berührt sich Lehmanns Komposition mit Goethes Wahlverwandtschaften. «Man muß diese totscheinenden und doch zur Tätigkeit immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Teilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten, dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie zu beobachten, und unsere Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen», heißt es dort. Das Menschliche als Verbindung und vielspältige Abart «einfacher Formen» oder «Naturen» verstanden, erlaubt es, die Geschehnisse ebenso aus dem Blickpunkt des Beobachters gesellschaftlicher Zustände wie aus dem des chemischen «Scheidekünstlers» zu verfolgen, und mit diesen beiden ist die Anzahl möglicher Lesarten des Buches keineswegs erschöpft. Auch darin zeigt sich die Geräumigkeit der dichterischen Dimension.

Schulzustände und Probleme der pädagogischen Provinz gehören zu den Anliegen des Bildungsromanes, sie haben ihre feste literarische Tradition. Für den Dichter sind diese Themen jederzeit in einem doppelten Sinne aktuell: die Schule hat ein jeder «durchgemacht». «Von unten her» nimmt das Kind die Obrigkeit des Lehrerkollegiums wahr, individualisiert die einzelnen Gestalten gleich olympischen Göttern, die für ein Jahrzehnt sein Leben regieren. Der Dichter gewinnt solchem Stoff nicht nur die Tatsachen ab. Der eigentliche Anreiz für seine Kunst ist vielmehr die geheime Affinität zum Gegenstande, daß Kunst es hier wiederum mit Kunst zu tun hat, und zwar recht eigentlich mit der Kunst aller Künste: der Menschenbildung. Dem Former des Wortes steht die Aufgabe des Erziehers als Menschenformung vor Augen. In ihrem Dienste und als ihresgleichen legt die Dichtung ihr Wort in die Waagschale.

Wilhelm Lehmann betrachtet das Lehrerkollegium einer Schule, seine vom Zufall zusammengeführte Gruppe: den Schülern fraglose Wirklichkeit, mit der sie rechnen lernen, in Wahrheit nicht vorbildlicher in seinen eigensüchtigen und widerspruchsvollen Zielsetzungen als Menschen sonst auch. Nur daß der geheime Kampf, der überall im Leben stattfindet, das Sichkreuzen von Machtwillen, Geltungsbedürfnis, Streberei, Eitelkeit, Verbohrtheit, Empfindlichkeit, Sympathie, Güte, Hilfsbereitschaft, Feuer, Liebe hier gesteigerte Verantwortung einschließt. Denn jede Entscheidung zwischen den Erziehern betrifft zugleich das Erziehungsmaterial: die Schüler. Bis in die leisesten Vibrationen werden die Spannungen auch diesen fühlbar.

An der Oberfläche ist die «Handlung» des Romans sparsam: das Eintreten eines neuen Direktors, der Turnus von Arbeit und Geselligkeit, hier und da das Auftauchen eines neuen «Kollegen»; doch die Kette der Ereignisse bildet nur den Vordergrund, hinter dem die eigentliche Handlung sich verbirgt: die Energieausstrahlung vom Kern der Individuen selbst und das innere Geschehen, das ihre Folge ist. So verspürt der Leser, wie er mit jeder Nuance hineingezogen wird in die geistigen Auseinandersetzungen dieses Schulwesens; er stößt da auf Phänomene, die seinen eigenen Lebensboden unterhöhlen, aber meist unregistriert bleiben. Der träg und zäh dahinschleichende Alltag mutet, da er gelebt wird, so «normal» an: wir gehen hindurch, wir nehmen die Ereignisse und die falschen Stichworte hin, verhalten uns gegen sie ebenso abgestumpft wie gegen das Blühen und Welken der Erde. Der Blick des Dichters dringt durch die Kruste der Konvention — ihm zeigen sich Treibende und

Getriebene in ihrer unheimlichen Blöße gleich Nachtinsekten an der Fensterscheibe, von denen sich das ruhige Maß eines schönen Ganzen — als Mensch oder als Natur — um so reiner abhebt.

Drei Gestalten sind es vor allem, deren Verhalten ein geistiges Widerspiel darstellt, in das sich noch ein Kreis weiterer Figuren einfügt. Im Mittelpunkt steht Asbahr, Dichter und Lehrer in einer Person, als Dichter seinem inneren Auftrag, der Verwandlung des Gelebten in die geprägte Form zustrebend — als Lehrer zur Einordnung in gegebene Verhältnisse und zum Wirken auf andere genötigt. In dieser doppelten Verpflichtung nach innen und außen, gegen sich und die Welt, gründet seine Problematik; doch ist ihre besondere Verkettung ein sinnfälliger Ausdruck zweier Gegensatzrichtungen, die dem Wesen des Menschen überhaupt eingeboren sind, deren Widerstreit ihn schuldig werden und sein Brot mit Tränen essen läßt, weil nur im Schuldigwerden die himmlischen Mächte erkannt werden. Nicht immer gelingt es Asbahr, das hohe Ungenügen an sich und der Welt fruchtbar zu machen.

Zu diesem Ungenügen als dem geheimen Inbegriff menschlicher Problematik kontrastieren zwei Wesenspole, in deren magnetische Felder Asbahr einbezogen ist. Dem Ungenügen Asbahrs steht die Unbefriedigtheit des Schuldirektors einerseits und das vertrauende Genügen des Hilfslehrers Felfer andererseits gegenüber. Jede dieser drei Gestalten steht zu den beiden anderen im Gegensatz — und beherbergt Gegensätze auch in der eigenen Brust. Damit tritt ein Reichtum eigentümlicher Spannungen zutage.

Im Schuldirektor Lupinus begegnet Asbahr ein Mann, den das Geltungsbedürfnis des intellektuellen Emporkömmlings im Bunde mit dem scheinbaren «Fortschritt» der Zeit von seinem Urquell abgezogen hat. Die kaum eingestandene Empfindung eines Mangels überkompensiert er beständig mit der geräuschvollen Demonstration seiner Arbeitsleistung, mit der wilhelminischen Pose des Selbstherrschers, die aus Angelesenem, Anempfundenem, phrasenhaften Gedanken und Schlagworten ihre Beweiskraft zieht. Lupinus hat kein Kriterium in sich selbst, weil er sein harmloses Durchschnittsich erstickt mit dem angestregten Selbstbeweis seiner Ueberdurchschnittlichkeit. Nur wenn er sich einmal für Augenblicke von dieser Rolle Ferien gönnt, vermag er noch zu lachen und die Flöte zu blasen. Seine rastlose Tüchtigkeit, geschürt von verletzlichem Mißtrauen, setzt seine Umgebung ebenso unter Druck, wie sie sein Inneres spaltet und verkrampft.

In allem sein Gegensatz ist der Aushilfslehrer Felfer, ehemaliger Fabrikleiter und also nicht zur Zunft der «Kollegen» gehörend. Felfer ist ohne Ehrgeiz. Für ihn ist der Weltausschnitt, in den er gestellt ist — der Alltag und seine Pflichten —, nicht Mittel, sondern Zweck, der ihn, Felfer, beansprucht, an dem er wirkt, indem er auf sich wirken läßt. Obwohl er nur einfach das Notwendige tut und das Leben liebt, wie es ist, nicht wie es nach Ansicht des Weltverbesserers sein sollte, ist er in seiner Aschenbrödelstellung der heimliche Prinz dieses Märchens, der «Einungskünstler» widerspenstiger Kräfte, um den Ehrentitel des Chemikers aus den «Wahlverwandtschaften» hier zur Anwendung kommen zu lassen. Felfer (der Name klingt wie eine magische Verbrämung seines eigentlichen Wesens: Helfer) gewinnt in seinem leiblich-geistigen Ebenmaß für den Problematiker Asbahr fast die offenbarende Herrlichkeit eines Gottes. Wohl muß Asbahr schließlich auch Felfers Problematik entdecken: das gegen Uebergriffe von außen Sich-nicht-zur-Wehr-Setzen einer gewaltlosen Natur, der Schuld und Wirrnis im Verzicht nicht erspart bleibt. Die reine Passivität ist folgenschwer wie die Handlung. Auch sie läßt den Armen schuldig werden.

Ist Felfer Asbahr an schöner Natur überlegen, so ist Asbahr Felfer an problematischer Menschlichkeit voraus. Felfer ist fast mehr ein bindendes Element denn ein Mensch, der Welt meist als ruhiger Spiegel zugekehrt, in dessen Tiefe aber, von außerordentlichen Ereignissen geweckt, auch die bacchantische Kraft der Natur, der Sturm hinter der Stille, sichtbar werden kann. In ihrer bald unter-, bald übermenschlichen Strahlung weist seine Gestalt aus dem Raum der Wirklichkeit in den Raum der Dichtung hinüber, in beiden beheimatet «wie der Zauberer im Märchen, der sich je nach der Situation ganz groß und ganz klein machen kann».

Felfer ist nicht nur eine Gestalt innerhalb der Erzählung. Die dichterische Formung wird durchsichtig an seinem Bilde, das Hinaufwachsen des Wirklichen zum Symbol im Medium des Menschengenies. So gipfelt in seiner Gestalt die Sicht der Welt: denn Naturbetrachtung und Menschenbeobachtung finden und weiten sich in ihr zu mythisch-märchenhafter Anschauung. Die Ausweitung ins Märchen verleiht der Erzählung die magische Wirklichkeit der Dichtung. Da reitet Felfer auf dem Einhorn, das sich zeigt, wenn die Welt sich der Wahrheit nähert. «Es ist, als wenn ihr meine Gedichte seiet» — vertraut Asbahr Felfer und seinem Märchengeschwister, dem liebend geliebten Mädchen Regine —, «Dichtung lächelt der Dichtung zu, wahre Gedichte lieben einander.»

Der Direktor wird ans Ministerium berufen, um dort seinen «Siegelauf» fortzusetzen; Felfer, in seinem wahren Wesen verkannt, wird von der Schule fortversetzt — der Alltag geht weiter und mit ihm der allgegenwärtige Widerstreit verborgener Gewalten. Die Schule wartet auf einen neuen Direktor, ihr Warten verheißt kein «Ende», welches das Leben nicht kennt. Nur der Erzähler hört auf, den unerschöpflichen Fluß zu geleiten, aber dieses Aufhören schafft noch einmal Raum, den ins Wort getretenen Strom zu sammeln und in sein Element zu tauchen, in das Kristall vergeistigten Lebens, das er der Flucht der Erscheinungen abgewonnen hat. Anni Carlsson

DIE MITFOLGENDEN

Die Väter schrieben «Beiliegend überreichen wir Ihnen»; ein Reformator machte ihnen klar, daß diese Formel doch, gelinde gesagt, zweideutig ist, und so haben denn die Söhne umgelernt und schreiben: «Mitfolgend überreichen wir Ihnen...»

Das Wort «mitfolgend» ist eine Erfindung jener Kommerzkreise, denen es nie vornehm und wichtiguerisch genug zugehen kann. Es ist in keinem Wörterbuch der deutschen Sprache zu finden, und das mit Recht, denn «mitfolgen» ist eine *contradictio in adjecto*. Man geht *mit* einem, oder man folgt einem; beides gleichzeitig ist unmöglich. Daß außerdem das Partizipium sich auf das «wir» bezieht, erhöht den Reiz des Stils, denn auf diese Art sind es die Schreibenden, die «mitfolgen».

Das «überreichen» gehört in den selben Komplex der Geschraubtheit. Man hört geradezu Aktienkapital, Reserven, Depositen und Einlagen klirren! Man überreicht nichts schriftlich, sondern nur von Mensch zu Mensch, und auch dann reicht man es und überreicht es nicht, zumal wenn es sich nicht um eine Urkunde handelt, sondern um eine Aufforderung, diese oder jene Anleihe zu zeichnen. In einer von Beamten einer Großbank veranstalteten Aufführung des «Don Giovanni» wird der Held singen müssen:

«Mitfolgend überreich mir die Hand, mein Leben!»

Denn leider muß festgestellt werden, daß es — den verdienstvollen Lehrbüchern für gutes Deutsch im Geschäftsverkehr von Wohlwendt zum Trotz — oft gerade die Großbanken sind, deren Sprachführung weniger solid ist als ihre Geschäftsführung. Die kleineren Banken halten noch konservativ am «übermachen» fest.

Wer zitieren will, habe den Büchmann im Hause! Auch die allergehäufigsten Zitate erleiden Entstellungen, wenn man sie auswendig zitiert. In einem Leitartikel heißt es:

«Der Parteien Gunst und Haß kann sein Bild nicht verzerren. Er bleibt der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht.»

So viel Bildung auf einmal kann man nicht ungestraft verbreiten! Das Bild Wallensteins wird nämlich nicht verzerrt, sondern verwirrt.

Nicht ganz geglückt ist es, wenn eine Zeitung von einem Raubmord schreibt, er stehe noch «in bester Erinnerung».

Folgender Bandwurm schlängelt sich aus der Lesefruchtschale:

«Aber die Eindringlichkeit seiner kategorischen Erklärungen gegenüber den Neujahrsbesuchern der Parlamentsgruppe zeigt auch mit überraschender Deutlichkeit, daß er die bisherige Organisationsform der europäischen Armee, ohne Eingliederung englischer Bestände, bereits für erledigt hält und, da er die militärische Mitwirkung Deutschlands als unentbehrlich betrachtet, nunmehr mit brüsker Offenheit, trotz den politischen Widerständen in England, für eine realistische Gestaltung der Zusammenarbeit *sich einzutreten verpflichtet fühlt*.

Der Vater des Bandwurms wird begreifen, daß man sich aufzuatmen berechtigt fühlt.

Einer jener Druckfehler, die schnurstracks ins Transzendente führen:

«Auch mittelöstliche Fragen haben die Londoner Konferenz lebhaft beschädigt...»

Ein seltsamer Irrtum findet sich bei Stevenson, dem Autor der «Schatzinsel». Da sagt er von dem Bösewicht seines Romans, John Silver:

«*An immense blue coat... hung as low as to his knees...*»

Nun wird aber zu Beginn des Romans festgestellt, daß John Silver ein Bein unterhalb der Hüfte amputiert worden war, der Rock konnte ihm also nicht bis zu den «knees» herunterhängen, da er nur eines hatte.

Zwei Uebersetzungen, eine alte und eine neue, waren so gewissenhaft, auch die Fehler ihres Autors für heilig zu halten. Oder aber sie haben den Fehler nicht bemerkt. Dagegen haben beide Uebersetzer in einem Dialog die Worte: «*And the short and long of it...*» mit «Was ist der langen Rede kurzer Sinn?» übersetzt, was zweifellos nicht falsch wäre, wenn es nicht voraussetzte, daß der Sprechende in einem Seeräuberroman des 18. Jahrhunderts Schiller gelesen hat. Dies aber wäre, wenn je, der Augenblick, weder richtig noch falsch, sondern gar nicht zu zitieren.

In einer Buchbesprechung heißt es:

«X. Y. hat die Uebersetzung dieses Romans mit gewohnter Meisterschaft übernommen.»

Man sollte den Rezensenten nicht kränken, denn er ist ein weißer Rabe in der Zunft. Wie selten erleben es die Uebersetzer, genannt zu werden! Und dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß X. Y. die Uebersetzung nicht

mit gewohnter Meisterschaft übernommen, sondern ausgeführt, angefertigt oder dergleichen hat.

Wie schwer es dem Rezensenten des Rezensenten fällt, hier etwas auszusetzen, wird man begreifen, wenn bekannt wird, daß dieser X. Y., der hier ganz gewiß mit freundlicher Ueberschätzung behandelt wurde, mir so nahesteht wie ich selber. Aber *magis amica veritas* . . . N. O. Scarpi

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Lombardische Realisten Man wird immer veranstaltungsfreudiger in Italien.

Die Ausstellungen, Messen und Festspiele jagen einander. Um aber veranstalten zu können, muß etwas ausfindig gemacht werden, das eine Veranstaltung verlockend macht. Es müssen Kolumbus-Eier gelegt, Entdeckungen gemacht, vergessene Dinge aktualisiert, Sammelnamen gefunden werden usw. Besonders die Kunsthistoriker sind aufgeregt wie die Bienen vorm Schwärmen. Und so schwärmt man denn aufgeregt vom Realismus einiger lombardischer Maler von Moroni und Baschenis bis Ceruti und Ghislandi, die alle mehr oder minder in den Dunstkreis von Brescia und Bergamo gehören. Die zweifellos interessante heurige Ausstellung im Mailänder Palazzo Reale startete unter dem Schlagworttitel «Pittori della realtà in Lombardia», der von dem Kunstkenner Roberto Longhi erfunden worden ist. Longhi, der selber das Vorwort zum Katalog verfaßt hat, versucht auf, zugegeben, geistvolle Weise das Gemeinsame der mit Werken vertretenen Künstler in «Paragone» (41) herauszuarbeiten, unter Zuhilfenahme eben des überaus dehnbaren Begriffs «Realismus» als erlösenden Gegengifts wider den damaligen naturfernen Manierismus und zugleich gegen den heutigen alles verödenden Abstraktismus. Gut so. Schaut man sich aber jene in die Schule von Moretto und Savoldo und Caravaggio gegangenen Realisten genauer an, dann entdeckt man, daß sie ausnahmslos den Gegenpol des sogenannten Manierismus (schreckliches Wort) in sich tragen, daß, mit anderen Worten, ihre Naturnähe einen, wenn nicht geistigen, so doch sehr mentalen, sogar edel mentalen Grund hat. Wohingegen die heutigen Abstraktisten — nehmt alles nur in allem — in ihrer Kahlheit eine verstohlene Affinität zum Realismus, oder, besser gesagt, zum Naturalismus zeigen, eine Haßliebe sozusagen; denn ihre ausgeklügelten Pimpeleien haben zwar nicht Saft und Kraft eines Jordaens oder Courbet in sich, aber die sehr reale bürokratische Tinte der Ministerialschreibstuben. Und das ist vielleicht das ärgste, was man sich an denaturiertem Naturalismus vorstellen kann, die schrecklichste malebolgia der Hölle. Daß Longhi seinen Realisten Gewalt angetan hat, indem er sie des manieristischen Gegenpols entkleidet hat, versteht Licisco Magagnato in «Comunità» (18) aufzuzeigen.

Abgesehen vom stupenden Geistlichen und Lautenstillebenmaler Baschenis, dessen artistischen Reizen man immer erliegt, war Ghislandi, ein Mönch, den Longhi kühn den größten Bildnismaler des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur in Bergamo, sondern sogar in Europa nennt, mit fünfzig Porträts vertreten. Ich weiß nicht, ob Longhi hier recht hat, besonders wenn man, wie billig, den Porträtstich zur Malerei rechnet, den Porträtstich, der in Frankreich und Italien, sogar in Deutschland, wahre Wunderwerke hervorgebracht hat. Schließlich ist Jacopo Ceruti vielleicht wirklich eine Entdeckung. Er ist so eine Art Vorläufer der Armeleutsmalerei, und seine Landsleute nannten ihn «Pitocchetto» (= Schnorrer). Zur Verdeutlichung

seines Werkes, das bis unlängst ganz in Vergessenheit geraten war, zitiert das erwähnte Heft von «Comunità» einige packende Sätze eines Grafen Giambattista Roberti in «Annotazioni sopra la Umanità», Bassano 1781, die hier nicht vorenthalten seien: «Nicht viel Meilen weit von hier, zwischen weiten Feldern fetter Scholle, gewahrt man die eingefallenen und elenden Gesichter der Bauern, die schlammbeschmierte, allseitig gesprungene und verfallene Strohütten bewohnen, Bauern, die ein schmutziges Hemd aus grober Sackleinwand tragen und Schwarzbrot nagen, während sie den weißen Weizen mähen; und die Wasser trinken, während sie starken Wein dem Herrn in die Fässer füllen... Im Jahr 1775 lag im Leihhaus einer Nachbarschaft das erbarmungswürdige Pfand von über zwölftausend Herdketten, um den Kochtopf daranzuhängen... was anzeigt, in welchem äußersten Elend zwölftausend Familien geraten waren.» Solches Elend malte Ceruti lebensgroß in düsteren Farben.

Thomas Mann, mit italienischen Augen gesehen Indem Bonaventura Tecchi, bekannter Romanschriftsteller, überdies Professor für Germanistik an der römischen Universität und demnächst Leiter des germanischen Instituts in der römischen Villa Sciarra, eine im Entstehen begriffene Ausgabe von Manns «opera omnia» im Verlag Mondadori bespricht («Il Mondo», V/29), nennt er Thomas Mann einen Schriftsteller, der, «wie je nur einer, lebendig und dem modernen Fingerspitzengefühl nahe und auch in seinen Fehlern bedeutend» sei. Er hebt vier das Werk Manns erläuternde Punkte hervor: 1. Mischung scharf entgegengesetzter Elemente, insbesondere des Hasses gegen bürgerliche Ordnung und der geheimen Liebe zu ihr; 2. Dialektik als Grundlage seines Stils, ausgedrückt im Zwiegespräch, das aber oft nur aufgespalteter Monolog des Verfassers sei; 3. ungewöhnliche Fähigkeit der Detailschilderung mit zugemischter gleichzeitiger Ironisierung derselben; 4. Goethesche Sehnsucht nach dem Heil mit gleichzeitigem Attachement an das Krankhafte als ein im höheren Sinn Sensibles, also eine Art Dekadenz, die Thomas Mann «manches Weh innerhalb und außerhalb seiner Kunst, in seinem Leben und in seiner Familie» eingetragen habe. Aus alledem komme ein typisch modernes Zeichen hervor: die Grausamkeit, die aber die Liebe nicht ausschließe. Kompliziertheit, Ernst, Anmut und eine gewisse Koketterie kennzeichneten sein Werk. Das dürfte alles gut erblickt sein. Das Einzige, aber doch eigentlich Ausschlaggebende, was man in dieser kritischen Betrachtung Tecchis vermißt, ist die Abwägung der sprachlichen Werte, die schließlich das A und O eines Meisters der Sprache sind, und aus denen alles andere hervorquillt. Eine derartige Betrachtung mögen wir Tecchi gewissermaßen als zweiten Teil zu seinem vortrefflichen Essay ans Herz legen. *Rolf Schott*

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Elend und Hoffnung der Psychiatrie *Balzac* hätte in seinem autobiographischen Roman «Louis Lambert» nicht die Zonen des Wahnsinns durchforschen können, wenn sein eigener Dämon ihn nicht längere Zeit versucht hätte, sich in den Wahnsinn zu flüchten. Stadien der Selbstentfremdung, die einem vorübergehenden Irresein gleichen, findet man bei Poe, Baudelaire, Dostojewskij, während man heute immer mehr den Zer-

fall von Hölderlin und Nietzsche als stellvertretendes Erleiden einer sich auflösenden Kultur ansieht, so *Wilhelm Kütemeyer* in seinen lange nicht genug beachteten Studien über die *Krankheit Europas*.

Einen Sonderfall stellt *Nerval* dar, der einzige bedeutende dichterische Geist, der seinen Wahnsinn beobachten, beschreiben und in seinem Namen um das Menschenrecht des Geisteskranken petitionieren konnte. Auf unveröffentlichte Texte von *Nerval* stützt denn auch *Albert Béguin* sein Vorwort *Qui est fou?* zu dem Sonderheft von *Esprit* (197), das unter dem Titel *Misère de la Psychiatrie* in Frankreich erhebliches Aufsehen gemacht hat. *Nerval* und andere dämonische Menschen seiner Art waren verrückt in bezug auf ihr Verhältnis zu einer gegebenen Gesellschaft; das heißt, sie waren von ihr fortgerückt, ihr entrückt, ihr entfremdet. Daß der Verrückte der Entfremdete ist, drückt das Französische mit dem selben Wort: *aliéné*, aus. Die Selbstentfremdung ist aber der moralische Defekt der politischen Oekonomie, den *Feuerbach* und der junge *Marx* diagnostizierten und den die Zeit inzwischen grausam bestätigt hat. *Nerval* fühlt sich also im Irrenhaus gezwungen, wie er nach seiner ersten Entlassung an *Mme Alexandre Dumas* schreibt, sein Irresein zu gestehen, wie man einst Häretiker und Hexen durch die Folter zu Bekenntnissen zwang; was die Medizin als *Theomanie* und *Dämonomanie* bezeichnete, war ihr Anspruch, Propheten und Sehern — und er fühlte sich zu ihnen gehörig — den Mund zu verbieten. Da aber frühere Gesellschaften auf Propheten und Seher und auch auf wirkliche Kranke lauschten, überhaupt in der Krankheit das Höhere erblickten, bezeichnet Irresein zugleich die Grenzen, die die Gesellschaft zwischen sich und dem Irrationellen zieht. Je enger sie sie absteckt, um so grausamer ist die Behandlung des Irren, das heißt das Elend der Psychiatrie und der Irrenhäuser; je mehr Spielraum sie den geistigen Abweichungen gewährt, um so objektiver steht sie ihren eigenen Verfehlungen gegenüber (die einen *Hölderlin*, einen *Nietzsche* veranlaßten, die gesellschaftlich-moralische Schuld auf sich zu nehmen); um so vertrauensvoller beurteilt und behandelt dann die Psychiatrie den Irren, den *aliéné*, den der Menschheit Entfremdeten. *Neurose* und *Psychose* sind daher große Themen der modernen Literatur, sie sind ein zentrales Thema von *Bernanos*, von dem *Béguin* ein nicht veröffentlichtes Gespräch erweiterter Fassung aus *La Joie* zwischen dem Neuropathen *Clergerie* und dem Psychiater *La Pérouse* veröffentlicht; von manischen Störungen ist der Arzt mehr als der Patient bedroht — vielleicht eine ressentimentale Erinnerung von *Bernanos* an die Zeit, als er selbst psychiatrisch behandelt wurde.

Als geistesgeschichtliches Thema ist die Selbstentfremdung tragisch genug, um auch in Kulturzeitschriften behandelt zu werden. Sie ist ein Problem des Existentialismus, wie meine Chronik über die Beziehung vom Selbstmord zum Existentialverlust in der *Neuen Schweizer Rundschau* (Mai) bezeugen wollte. Der Einfluß direkter sozialer Eingriffe, Störungen, Katastrophen auf den Ausbruch von Neurosen und Psychosen ist allerdings umstritten, und für die statistische Tabelle, aus der ein wahrer Absturz psychotisch bedingter Internierungen nach Kriegsende hervorgeht, gibt es noch keine allgemein akzeptierte Hypothese. Nimmt man aber die Beschwerden der Patienten sprachlich und dinglich ernst, wie es *Henry Ey*, Verfasser der zweibändigen *Etudes psychiatriques*, in seinem Beitrag zum *Esprit* tut, so bedeutet die Beschwerde eines Patienten, der sich völlig ausgetrocknet fühlt, metaphorisch, daß er die Dürre, die Unfruchtbarkeit der Gesellschaft erleidet; der Halluzinierende, der Flüche hört, fühlt, daß die Welt ihm mißtraut. Diese Erlebnisse sind uns so nahe und auch so fern, daß die Konzeption geistiger

«Krankheit» uns in bezug auf Probleme der Lebenswerte und der wahren Realitäten dunkel und verworren erscheint. Die Flucht des Kranken in eine Welt des Wunderbaren und Ueberwirklichen verbindet die ganze Gesellschaft, der solche Zwischenwelten verschlossen sind, mit ihnen, sie macht ihre Kultur magisch. Zugleich erfahren wir vom Kranken, daß es Menschen gibt, die sich strikte, und koste es das Leben, weigern, am sozialen, moralischen, geistigen Leben der Gemeinschaft teilzunehmen.

Die geistige Verwirrung kann zwiefach verkannt werden: einmal, wenn sie eine Beziehung zu magischen Sphären ausdrückt, dann, wenn sie gegen die sozialen protestiert. In den Perioden großer gesellschaftlicher Umstürze fällt der geistig Kranke der Gesellschaft auf; eine neue und tiefere Begründung der Freiheit lenkt die Aufmerksamkeit auf Menschen, die an Freiheitsverlust leiden oder auf irgendeine Weise das individuelle Erleben zu sprengen suchen. Gerade heute scheint es Henry Ey geboten, die Grenzen zwischen der Gesellschaft und dem Kranken nicht zu verwischen. Es besteht die Gefahr, daß der mental Erkrankte wie in der primitiven Gesellschaft als wirklich Kranker verkannt wird, daß sich die Tendenz, die Psychiatrie zu depsychiatrisieren, vordrängt, der mental Erkrankte nur noch als Produkt bestimmter sozialer Umstände erscheint, dem Soziologen allein der Heilungsauftrag erteilt wird.

Daß das soziale Milieu auch eine wohltätige Wirkung auf den Kranken hat, daß es ihn vor dem Verfall durch die Internierung schützen kann, beweist die Geschichte einer Arbeiterin, die der Psychiater *Georges Daumézon* erzählt. Diese Frau verkroch sich in den Wahn, die uneheliche Tochter eines Grafen zu sein, wurde in der Werkstatt scherzend «la comtesse» genannt, was ihr wohl tat, bei einem Fabrikvorfall kam es zu einem Ausbruch, der die Internierung zur Folge hatte. Aber die Fabrikkameraden kannten die Frau besser als die Aerzte, versprachen ihnen, sich um sie zu kümmern, erreichten ihre Wiedereinstellung in der Fabrik; zurückgegeben an das gewohnte Leben, blieb die Comtesse ein harmloser Sonderling, den die Arbeit und das häusliche Milieu stationär erhielt.

Einem solchen keineswegs vereinzelt Fall steht die furchtbare Wirkung der Desozialisierung durch das herrschende Statut der französischen psychiatrischen Krankenhäuser gegenüber, deren Zustände dieses Sonderheft von *Esprit* erschüttert bloßstellt. Es hat denn auch in Frankreich tiefen Eindruck gemacht. Allgemein fehlt es am notwendigsten. Der Kranke, dem die bestehenden Vorschriften das Schicksal der Internierung nicht ersparen, gehört zu einer Menschenklasse, die vielleicht die unglücklichste und bedauernswerteste in ganz Westeuropa ist. Der Bericht von *Louis Le Guillant* und *Lucien Bonnafé* ist ein wahres Dokument der Schande für einen modernen Staat, der auf so vielen Gebieten die glänzendsten Beiträge zur Zivilisation dieses und des vorigen Jahrhunderts geleistet hat. Die finanzielle Verrottung der Dritten und Vierten Republik wirkt sich zuletzt an den Aermsten und Hilflosesten aus. Die Unfähigkeit der Verwaltung läßt uns mit Schrecken daran denken, was aus Frankreich werden könnte, wenn die Bürokratie die Wirtschaft dirigieren würde. Zehntausende Kranke leben unter Verhältnissen, die nichts mit den Erfordernissen der primitivsten Hygiene zu tun haben, und außerdem ganz außerhalb der heute üblichen Methoden und Behandlungen der Psychiatrie, der sie überantwortet werden. Ein großer Teil der Kranken wäre heilbar, wenn er nicht ohne ernsthafte Pflege schlimmer als im Zuchthaus vegetieren müßte. Junge Menschen, die in heilbarem Zustand eingeliefert werden, entarten in ganz kurzer Zeit bis zur völligen Unkenntlichkeit. Das Abscheulichste an dieser Wirtschaft ist die Wirkung, die sie hat, die Uebel

zu erhalten, zu verschlimmern, zu verbreiten, die sie mangels materieller Mittel und moderner Organisation nicht heilen kann. Es fehlt weder an technischen Mitteln noch an Aerzten, Krankenpflegern, Schwestern, sondern am Geld. Die bestehenden psychiatrischen Krankenhäuser werden immer mehr überfüllt, weil immer weniger Kranke als geheilt entlassen werden können. 4000 neue Betten werden für eine Arbeitsperiode versprochen, in der man mit neuen 20 000 Kranken rechnen muß. Gedrängt, halbnackt sitzen den ganzen Tag auf elenden Bänken Hunderte Kranke in einem Saal, der nur für einen Bruchteil bestimmt ist. Es ist eine *Kafka-Welt*, in der ein Kranker zum Arzt sagt: «Wir hocken in einem Wartesaal dritter Klasse und warten auf einen Zug, der niemals kommen wird.» Die Wasser- und WC-Verhältnisse, die Ernährung, die Behandlung sind skandalös. In einem neuen Krankenhaus im Departement Seine werden die Räume für Insulin-Schockbehandlung mit Kranken vollgestopft, so daß die Behandlung eingestellt werden muß; es ist, sagen die beiden Aerzte in ihrem Bericht, als ob man in einem Operationsaal die Operation einstellt, weil er als Schlafsaal der zu Operierenden benutzt wird. Für Tausende Kranke bedeutet die Einlieferung in diese Krankenhäuser den Verlust der Heilung. So sieht eine wenig bekannte Kehrseite der französischen Bankrottwirtschaft aus, für die seit eh und je ausnahmslos alle Parteien verantwortlich sind.

Für die Kranken bedeuten diese Fäulniszustände außer dem an ihnen begangenen Verbrechen verhinderter Rettung Kränkungen und Beschämungen ohne Maß. Der Teufel der Administration sieht alle Gefahren voraus und verurteilt alle Kranken unbesehen dazu, so behandelt zu werden, als ob sie ausnahmslos aller Aggressionen fähig wären, die nur bestimmte Kategorien begehen. Weil gewisse Kranke Messer und Gabeln gegen die Krankenpfleger wenden könnten, müssen *alle* mit Löffeln essen und Speisen wie Fleisch mit den Händen und Zähnen zerreißen (S. 861). Alle werden in dieselben grauenhaften Roben gehüllt, weil einige ihre Kleider zerfetzen. Erniedrigungen, wie sie nur die administrative Roheit erfinden und als vorsorgliche Maßnahme vorschreiben kann, werden Menschen angetan, die sie mit vollem Bewußtsein über sich ergehen lassen müssen, obwohl sie mit ihrem Krankheitszustand überhaupt nichts zu tun haben. Es ist so, als ob alle Insassen eines Krankenhauses einheitlich und dauernd mit Rizinusöl und Aderlaß behandelt werden würden. Da diese Behandlung Gesunde schwermütig macht oder zum Selbstmord treibt, werden alle so behandelt, als ob diese Folgen unvermeidlich wären. Würden nicht zwölf Aerzte psychiatrischer Krankenhäuser Verfasser des medizinischen Berichtteils dieses Sonderheftes sein, so würde man fürchten, zu halluzinieren. Die Namen der Aerzte sind: *Jacques Alizon, Lucien Bonnafé, Georges Daumézon, Henri Duchène, Henry Ey, Yves Guiguen, F. et F. Klein, Philippe Kœchlin, Louis Le Guillant, Paul Sivadon, François Tosquelles.*

Die Erniedrigung des Menschentums in einem wehrlos Kranken ist der Zentralgedanke, der die Enquête von Albert Béguin leitet, die zum personalistischen Pflichtenkreis der Zeitschrift gehört. Es war ja *Nerval* selbst, der sich dagegen wehrte, während seiner Anfälle in seiner Menschen- und Dichterpwürde mißachtet zu werden. Man darf sagen, daß man in jedem erniedrigten Geisteskranken Hölderlin, Nerval, Nietzsche miterniedrigt. Darin besteht ja ihre christliche Vorbildlichkeit. Was wir ihnen in ihrem Leiden hätten geben wollen, müssen wir allen anderen gewähren. Denn was sie auch in tiefster Verfinsterung bemerkt hätten, bemerken große Kategorien, vielleicht die Mehrheit der Kranken, auch. Die Briefe, Gedichte, Niederschriften, Diskussionen, Forderungen der Kranken bilden eine Literatur für sich, nicht weniger

enthüllend als alles, was die Aerzte, die ihre Wahrnehmungsfähigkeit kennen, von ihnen aussagen.

Nicht alle Kranken können klare Aussagen über sich oder über ihre Leidensgenossen machen, denn man muß auch unterscheiden zwischen dem Erleiden der eigenen Erniedrigung und ihrer indirekten Wahrnehmung am Zimmer-, Bett-, Matratzen-, Bank-, Gangnachbarn. In ihren Niederschriften bekennt *Camille*, daß sie zwar als Geisteskranke räsoniert, aber es empört sie als Mensch, so behandelt zu werden. Sie merkt, daß sie belogen wird, und bittet um Wahrheit. Warum soll sie nicht wissen, daß der Lindenblütentee ein Schlafmittel enthält? Warum erlaubt man ihr nicht, die Wasserleitung zu öffnen, so als ob sie zu jenen Kranken gehörte, die Ueberschwemmungen anstiften? Warum gewährt man den Frauen nicht das winzige Vergnügen, die unentbehrliche Seelenstärkung einer noch so bescheidenen Körper- und Schönheitspflege?

Nicole weiß, daß sie schmutzig ist, aber sie will sich dennoch die Haare kämmen. Man schneidet sie ihr ab wie einem Tier, nicht etwa wie einem Haushund. Sie sieht sich nicht in ihrer Zerlumpung, da es für sie keine Spiegel mehr gibt, aber sie ahnt, sie dürfte so aussehen wie ihre verkommene Nachbarin.

Geneviève behauptet, allein der Umstand, daß man einer Frau einen zer-rissenen Rock zum Anziehen gibt, ohne jede Möglichkeit, ihn zu reparieren, steigere ihre Gleichgültigkeit dem Leben gegenüber. Sie gehört übrigens zu den Kranken, die ein Bedürfnis haben, mit Aerzten und Wärtern zusammen-zuarbeiten, um gesund zu werden, im Hause zu helfen und den Leidens-genossen behilflich zu sein. In ihren Berichten wechseln Vers und Prosa. Die ewigen Drohungen mit Zwangsjacke und Schockbehandlungen hinterlassen in ihr Trauer und Hoffnungslosigkeit:

*Il suffit de nous parler du maillot pour nous effrayer
Nous avons l'impression de subir un châtement
Méritons-nous d'être punis comme des enfants?
Le cerveau travaille quand le corps est immobilisé.*

*Nous pouvons l'accepter avec un état d'esprit différent
C'est comme si nous étions vaincus, nous sommes humiliés
Nous cherchons de quelle façon nous pourrions le retirer.
L'immobilité fatigue beaucoup, c'est révoltant.*

*C'est une malade qui a insisté pour qu'on l'attache.
Elle se sentait peut-être envahie par un tourbillon de mauvaises pensées.
Voulait-elle en finir avec la vie? son cœur était lassé!
La souffrance morale peut nous rendre lâches.*

So prosaisch diese Verse Tatbestände wiedergeben, erheben sie doch den Zustand des Sprechenden und den Vorgang in eine dichterische Transposition des Lebens. Die psychologische Beobachtung der Nachbarin, die, einen Sturm vorausführend, um die Fesselung bat, ist so knapp als möglich wiedergegeben, und zum Dichterischen wird die Aussage in dem Reim *attache — lâches*, in dem die Furcht vor der Krankheit und die Bändigung des Körpers sich zu einem Klang «zusammenfinden». Und welcher Hohn rächt sich in der folgenden Strophe an der erlittenen Behandlung:

*On nous donne des torchons déchirés, il faudrait s'essuyer dans les trous
La plupart du temps, il n'y a pas de mouchoirs
Ce n'est pas la peine de considérer les fous*

On peut se moquer d'eux du matin jusqu'au soir.

Si l'on nous faisait visiter! Nous pourrions être d'un bon rapport

Par nous beaucoup de gens seraient peut-être intéressés?

Comme les bêtes on peut nous admirer.

Im Gegensatz zum Zeichentest sagt der *Dichtungs«test»* im allgemeinen wenig über das Unterbewußtsein des Patienten aus. Nur Kranke, die mit Wortklarheit einen bewußten Zustand, die Summe bitterer, klar erlebter Erfahrungen aussprechen, befreien sich in Versen. Der Dichter E.H., der längere Zeit interniert war, beschreibt in einem Gedicht *Là-Bas*, das er in einer Periode der Klarheit im Irrenhaus verfaßte, aber geheimhielt, die Höllenvisionen seiner Nachbarn. Er hat andere Gedichterfahrungen aus der Internierung veröffentlicht und starb nachher den Freitod. Ich zitiere einige Strophen:

*Dans le clair-obscur de minuit
— Nul crucifix, mais une horloge: —
Nous étions sinistres, les fous.
(Les lampes brûlaient jusqu'au jour;
Il faut surveiller ces damnés.)*

*Mon voisin, par câble spécial,
Téléphonait à Dieu le Père
Ou à son ami le Préfet.
Un autre montrait son derrière
Là, des hoquets, in extremis.*

*«Nous avons creusé notre tombe!»
Sanglotaient les mélancoliques,
En ressassant leurs vieux péchés;
Les disputes théologiques
Ployaient les vieillards édentés.*

*Qu'est devenu l'illuminé
Qui se proclamait Jésus-Christ
Et, nu, s'épuisait en prières,
Avec des poses de martyr?
Ses yeux étaient froids et cruels.*

*Et toi, qui m'effrayais, démon,
Quand jusqu'au sang tu te frappais,
De tes longues mains décharnées,
En blasphémant le Saint des Saints,
Dis, a tu trouvé le repos?*

Auf die Bezeichnung eines Dichtungstestes haben die Tagebuchnotizen von Jean Anspruch. In ihnen wird das Erleben des Kranken, seine Flucht in die Irrealität, die Technik seiner Fluchtversuche mit halluzinierender Genauigkeit beschrieben:

Dans les quelques heures qui suivirent je dus commencer mon offensive contre le temps.

Omnipotence des secondes! Comme le rat dans le fromage, grignotant, grignotant, ne relevant le museau qu'au passage de certaines effluves venues là, semble-t-il, narguer les yeux ternis de l'étrange animal nommé «malade nerveux».

Le premier truc, et en fait le seul efficace, vite découvert, consiste à s'abrutir: on marche en grognant, les sons sortant de votre gorge, s'ils

sont bien monocordes et bourdonnants, finissent par éjecter la notion de temps à l'extérieur; la pensée n'est plus que masturbation du cerveau, et, seconde à seconde, le temps s'avale plus aisément.

Sans quoi, moi, l'apprenti poète, j'ai encore la ressource du rêve. On se couche, on ne répond plus à l'extérieur. Je me trouve si bien, dérivant, ainsi vers l'océan, amarré à la chaîne d'un bateau sanglant, que je viens à refuser le repas sans songer à mon corps, prêtant ainsi le flanc aux attaques insidieuses de l'infirmier, qui en déduira immédiatement qu'étant très fatigué j'ai besoin d'un peu plus de repos; la séance continue mais le rêve du poète ne peut faire reculer l'invitation au désespoir.

Den Nachtbildern dieser Welt fehlt erfreulicherweise nicht ein Morgenrot der Hoffnung. Frankreich war 1818 das erste Land, das die bis dahin an die Kette gelegten Geisteskranken von ihren Fesseln befreite. Im Krankenhaus von Bicêtre wurde der Gefangene zum Patienten. Nach 25 Jahren hatte Pinels tollkühner Versuch, wie man damals sagte, weder in Frankreich noch in Europa Nachahmung gefunden; auch der Aufruf des englischen Psychiaters *John Conolly*, bekannt unter dem Schlagwort *no restraint*, hatte erst im Laufe von Jahrzehnten allgemeinere Folgen. Nie wieder ist seitdem die Psychiatrie zum Prinzip, die Kranken an die Kette zu legen, zurückgekehrt. Zwar fand *Paul Sivadon* auf Studienreisen durch die Vereinigten Staaten, England, Holland ähnliche Mängel wie in Frankreich vor, aber in Amsterdam hat Doktor *Querido* die administrative und polizeihygienische Mauer des Irrenhauses niedergelegt und offene Anstalten eingerichtet, in denen nichts mehr an Gefangenschaft erinnert. Sein Werk, das bald zwanzig Jahre alt ist, wurde von vollem Erfolg gekrönt. Der Kranke ist Patient und nichts sonst. Die sozialen Risiken von Gewalttaten, Selbstmorden usw. liegen statistisch nicht höher als in den Ländern und Gemeinden des Einsperrprinzips. Schwere Vorkommnisse sind seltener als dort, wo man sie durch die sorgfältigsten Maßnahmen verhindern will, die sich in Schikanen für alle und jeden auswirken. Polizei, Gemeinschaft, Familien werden durch dauernde Aufklärung in bezug auf die Gefahren, die man gewöhnlich stark vergrößert, beruhigt. Aber wie die ganze Umwelt, sind nun in Amsterdam auch die Kranken umgewandelt. Sie besuchen freiwillig die von der Stadtverwaltung eingerichteten psychiatrischen Dienste, wenn sie sich von Rückfällen bedroht fühlen. Die Bewachung, Betreuung und unsichtbare Lenkung des Kranken nach seiner Entlassung sorgt für seine Anpassung an soziale Verhältnisse, deren er zur Gesundung benötigt. Der Umstand, daß nur der Arzt, nicht der Richter, der Beamte, sich des Kranken annimmt, hat ganz neue Vertrauensverhältnisse geschaffen, und der Erfolg von Amsterdam hat im Haag, in Groningen usw. Schule gemacht. Ähnliche Versuche führten in England und früher schon in Frankreich zu ansehnlichen Erfolgen.

Wie gewöhnlich kommt das Neue von Frankreich, wird ohne Aufsehen getan, wandert ins Ausland und kehrt von dort als Neuigkeit ins Land des Ursprungs zurück. Wir wissen ja nun schon, daß Frankreich es liebt, auf seinen Initiativen einzuschlafen und erwacht zu erfahren, daß andere sie angeblich früher hatten. So sind die *services ouverts* des Docteur *Toulouse* auch in Frankreich seit 30 Jahren verbreitet, und das Prinzip, psychiatrische Kliniken weit aufzutun (was bei der größten Zahl der Kranken zulässig ist), hat in vielen französischen Städten, erst zum Spott, dann zur Verwunderung der Orthodoxen, derselben, die einst über die zerbrochenen Ketten des großen

Pinel aufgebracht waren, ergreifende Erfolge gezeitigt. Die Kranken werden behandelt, indem man an die älteren Seelenschichten, die noch nicht angekränkelt sind, anknüpft, an die des Kindes. Die Heilung beginnt durch eine Art Freizeitgestaltung des Tageslaufes. Kindereien, sagten die unwilligen Beobachter. Allerdings; das unzerstörte Potential des Kindes soll dem Erwachsenen die Kräfte wiedergeben, die er in der Gesellschaft nicht findet. Erst an die Therapie des Spiels oder einer dem Kranken sonstwie zukömmlichen Beschäftigung schließen sich andere psychomotorische Therapien an. Die Größe des Erfolgs veranlaßte auch die französische Sozialversicherung, die Einrichtung einer solchen Anstalt zu unterstützen, Kranke zu überweisen, die ärztlichen Dienste dem System entsprechend zu vermehren. Der Krankentag kostet zwar jetzt mehr als früher; aber die Zahl der Krankentage fiel um 30 Prozent, die Zahl der Heilungen ist in zwei Jahren nach den Entlassungen älteren Anstalten gegenüber auf 70 Prozent gestiegen. Daher spricht dieses Sonderheft von *Esprit* nicht bloß vom Elend, sondern auch von den großen Hoffnungen der Psychiatrie.

Politica Die Leser von *Carl J. Burckhardts* Hamburger Vortrag über *Sullys Plan einer Europa-Ordnung* in der *Neuen Zürcher Zeitung* (1079, 1080, 1092) werden mit Gewinn eine Parallelstudie von *Kurt von Raumer* lesen, die unter dem Titel *Sully, Crucé und das Problem des allgemeinen Friedens* in der *Historischen Zeitschrift* (Bd. 175, 1) erschienen ist. Raumer gibt uns Gelegenheit, der Bedeutung von *Emeric Crucé* gerecht zu werden. Vorläufer von Sully, vertritt er gegenüber dem religiösen und nationalen Glauben Frankreichs im 17. Jahrhundert den französischen Vernunftglauben an den Frieden, an die Möglichkeit, ihn sinngemäß zu konstruieren. Ueber Crucé ist seit seiner Wiederentdeckung 1890 eine größere Literatur entstanden, doch ist sein Name heute nur Kennern der Geschichte des Pazifismus bekannt. Raumer erwähnt den Hussitenkönig *Georg von Podjebrad* als Vorgänger Sullys nicht, den *Burckhardt* zwar neben anderen erwähnt, aber offenbar ohne ihm die ausgesprochene Vorgängerfunktion zuzusprechen, auf die er meines Erachtens Anspruch hat.

Zur britischen Tradition der Pressefreiheit gehört die unbefangene Veröffentlichung gegnerischer Anschauungen. Ein schönes Beispiel dafür bilden die beiden Sonderhefte über die Konservative und die Liberale Partei, die das unabhängige sozialistische *Political Quarterly* (XXIV / 2, 3) soeben veröffentlicht. Diese Zeitschrift, die gegenüber *New Statesman and Nation* den Nachteil des quartalsmäßigen Erscheinens und den Vorteil gründlicher Behandlung zentraler Themen besitzt, räumt in Heft 2 von den 84 Seiten des Artikelteils 80 den konservativen Mitarbeitern ein, die zur Darstellung ihres Standpunkts volle Redefreiheit genießen. Die Differenzen zwischen Konservativen und Labour werden im Vorwort der Herausgeber *Leonard Woolf* und *William A. Robson* formuliert, aber das für den Kontinent undenkbbare Faktum besteht eben darin, daß die neuesten Darstellungen der konservativen und der liberalen Politik in der Zeitschrift der Opposition zu finden sind. Im Heft über die Liberale Partei schreibt der liberale Parteiführer *J. Grimond* über die Prinzipien des Liberalismus, der Parteipräsident *Philip Fothergill* über die mißliche Lage des Liberalismus (in der Zeitschrift seiner Gegner!), *Arthur Holt*, Mitglied des Parteirats, über die Stellung der Liberalen zu gegenwärtigen Problemen und über das Dilemma des Liberalismus. Daß auch die Gegenseite sozialistischen Publizisten Redefreiheit gewährt, kann Lesern britischer Zeitschriften nicht entgehen.

Felix Stössinger

**Diese Seite stand nicht für die
Digitalisierung zur Verfügung**

**Cette page n'a pas été disponible
pour la numérisation**

**Questa pagina non era a
disposizione di digitalizzazione**

**This page was not available for
digitisation**